

## Partizipative Forschung und Forschungsstrategien

*Jarg B. Bergold*

Partizipation und wissenschaftliche Forschungsmethoden scheinen einander zu widersprechen. Das Ideal von nomothetischer Forschung, so wie es im Rahmen der Naturwissenschaften entwickelt wurde, drückt sich in den sogenannten »Qualitätskriterien« von Objektivität, Reliabilität und Validität aus. Das heißt, die Ergebnisse sollen vom Forschenden unabhängig, wiederholbar und wahr sein, im besten Fall sind sie allgemeine Gesetze, die quasi immer gültig sind. Erkenntnissubjekt bei wissenschaftlicher Forschung sind die Forschenden. Auch in sozialwissenschaftlichen Untersuchungen sind die untersuchten Menschen »Forschungsobjekt«. Die Forschungsthemen und -ziele ergeben sich entweder aus der Logik der Forschung - zumindest behaupten das die Wissenschaftler/innen - oder werden von Auftraggebenden vorgegeben, welche die Forschung finanzieren.

Partizipation dagegen ist ein demokratietheoretischer Begriff. Im sozialen Miteinander auf Partizipation zu setzen bedeutet anzuerkennen, dass alle Teilnehmenden ihre jeweils eigene Perspektive und Sichtweise haben und dass jede dieser Perspektiven ihre Berechtigung hat. Ziele und Mittel von gemeinsamem Handeln müssen ausgehandelt werden. Wenn die Idee der Partizipation auf Forschung angewendet wird, ändert sich daher die Situation grundlegend. Es gibt kein privilegiertes Erkenntnissubjekt mehr, sondern alle Beteiligten gewinnen im Forschungsprozess Erkenntnisse. Es gibt zwar in diesem Prozess wissenschaftliche Experten, die über methodisches Wissen verfügen, ihnen stehen aber Experten der Lebenswelt gegenüber. Diese beiden Gruppen müssen partnerschaftlich die Forschungsthemen und -ziele aushandeln und gemeinsam bestimmen, welche Methoden angewendet werden sollen.

In den letzten Jahrzehnten wurde der Ansatz der partizipativen Forschung in vielen Bereichen und ganz unterschiedlichen Disziplinen entwickelt. Die Quellen partizipativer Forschungsstrategien sind vielfältig, es lässt sich kaum eine klare Herkunft benennen (1). Es ist daher besser, von einem partizipativen Forschungsstil und nicht von partizipativen Forschungsmethoden zu sprechen. Die Haltung der Partizipation kann vielen verschiedenen Untersuchungsansätzen zugrunde gelegt werden und ist relativ unabhängig von Disziplinen und Methoden. Deutlich ist, dass die ersten Ansätze meistens im Rahmen von Untersuchungen mit unterprivilegierten und/oder marginalisierten Menschen entwickelt wurden. Dabei handelte es sich um partizipative Aktionsforschung (2), d. h. eine Forschung, die eng mit Veränderungen in der Lebenswelt der Beteiligten verbunden ist. Dort liegt auch heute noch einer der Schwerpunkte der Nutzung dieses Forschungsstiles. Allerdings hat ein partizipativer Forschungsstil heute in vielen Forschungsfeldern Eingang gefunden, in denen die unterschiedlichen Perspektiven der Beteiligten wichtig sind.

Eine allgemeine Definition von partizipativer Forschung kann etwa lauten:

Partizipative Forschung stellt den Versuch dar, einen Erkenntnisprozess zu initiieren und zu gestalten, an dem im Prinzip alle Personen und Gruppen als aktiv Entscheidende beteiligt werden, die von dem jeweiligen Thema und der Fragestellung betroffen sind.

Bei dieser Kennzeichnung wird deutlich, dass bereits im Vorfeld der Forschung Fragen beantwortet werden müssen, die ihrerseits schon partizipative Entscheidungen verlangen. Es sind dies Fragen wie: Welches Thema/Problem soll untersucht werden und wer bestimmt die Auswahl? Wer ist davon betroffen und soll daher beteiligt werden? Was bedeutet aktive Beteiligung? usw.. Mit diesen Fragen wird auch deutlich, dass Partizipation an der Forschung Unterschiedliches bedeuten kann, je nachdem an welchem Punkt des Forschungsprozesses die jeweilige Person beteiligt ist (3).

Besonders deutlich sind diese Fragen u. a. von Menschen gestellt worden, die eigene, leidvolle Erfahrungen mit psychiatrischer Behandlung gemacht haben und in diesem Rahmen auch mit psychiatrischer Forschung in Kontakt gekommen sind. Diese Forschung ist traditionell durch einen objektivierenden Ansatz gekennzeichnet. Die daraus resultierenden Theorien und Behandlungsmethoden für psychische Störungen sind aus einer Außen-sicht entwickelt und gehen nur wenig auf die Bedürfnisse der Menschen ein. Demgegenüber haben Vertreter/innen des sogenannten »survivor controlled research« die Forderung aufgestellt, dass die Betroffenen an der Forschung beteiligt werden müssen und dass sie als gleichrangige Partner/innen in Forschungsteams arbeiten und ihre Erfahrungen Anerkennung, Einfluss und Geltung finden müssen (4). Allgemeiner formuliert geht es um die zentralen Fragen: »Wem gehört die Forschung?«, und »Wer kann an welchen Punkten des Prozesses welche Entscheidungen treffen?«

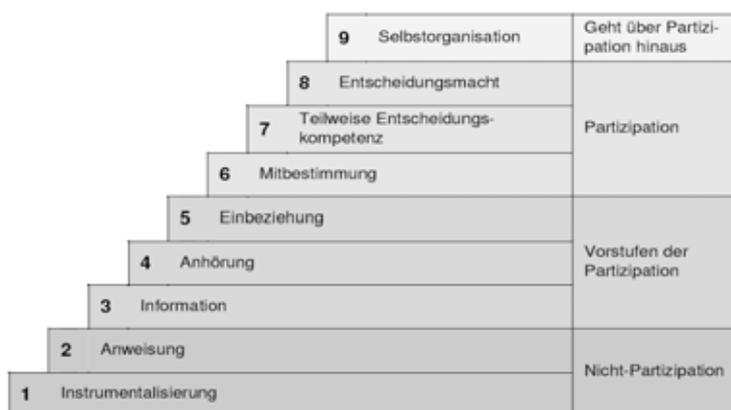


Abb. Stufenmodell der Partizipation (Wright, Block & von Unger 2010)

Auf der Suche nach Antworten wird schnell deutlich, dass Partizipation an Entscheidungen im Forschungsprozess Unterschiedliches bedeuten kann. Ausgehend von einem Modell der Beteiligung von Bürger/inne/n an politischen Prozessen von Arnstein (1969) haben Wright et al. (2010) ein Stufenmodell der Partizipation in der Gesundheitsforschung entwickelt.

Traditionelle Forschung spielt sich auf den Stufen 1 bis 3 ab, in neuerer Zeit werden z.B. im Rahmen des sogenannten »informed consent« die Stufen 4 und 5 in die Forschung einbezogen, d.h., die Untersuchungspersonen werden über die relevanten Aspekte einer Forschung informiert und um Zustimmung gebeten (5). Partizipative Forschung allerdings beginnt erst mit der Stufe 6, also bei der Mitbestimmung über die Entscheidungen im Forschungsprozess. Um welche Entscheidungen es sich dabei handelt, muss wiederum aufgeschlüsselt werden, da auch hier große Unterschiede bestehen können.

Dazu muss der Forschungsprozess in seinem Verlauf dahin gehend untersucht werden, welche Rahmenbedingungen geschaffen und welche grundlegenden Entscheidungen jeweils getroffen werden müssen. Die gemeinsame Forschungstätigkeit der Partner zielt als Ergebnis einerseits Wissen über den erforschten Problembereich an und andererseits die Veränderung der Problemsituation. Sie ist in den meisten Fällen explizit handlungsorientiert. Dabei wechseln sich Erkenntnis und Handeln in einem zyklischen Prozess so lange ab, bis ein Zustand erreicht ist, der den Bedürfnissen und Vorstellungen der Beteiligten entspricht.

In der nachfolgenden Grafik werden die wichtigsten Entscheidungspunkte in diesem Prozess schematisch dargestellt (6).

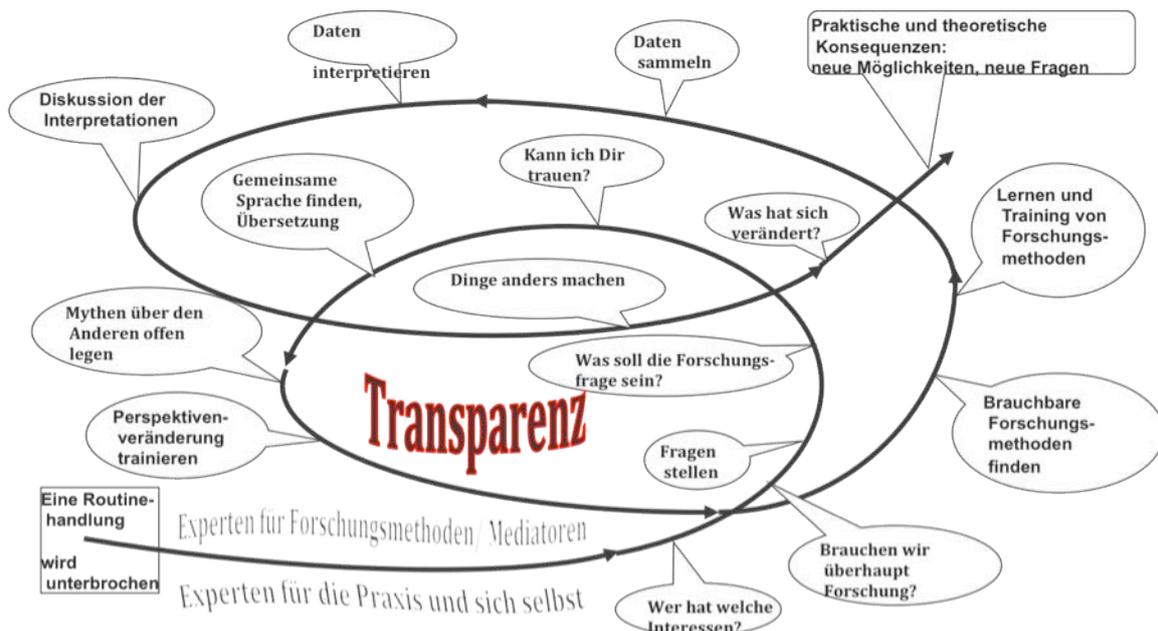


Abb. Partizipative Forschung = Prozess der Entdeckung durch Dialog (Bergold & Hermann 2006)

Es beginnt damit, dass im alltäglichen, routinemäßigen Handlungsablauf irgendetwas nicht so funktioniert, wie es erwartet wird, und der Wunsch danach auftaucht zu wissen, warum dies so ist und wie es verändert werden kann. Dies ist der Zeitpunkt, an dem zwei Gruppen von »Experten« zusammentreffen und in einen Dialog eintreten, die Experten mit dem Wissen über die Lebenspraxis und die wissenschaftlichen Experten mit

dem Wissen über methodisches Vorgehen, mit dessen Hilfe der problematisierte Zustand untersucht werden kann. Im ersten Schritt werden die verschiedenen Interessen der Partner/innen abgeklärt und es werden die ersten Fragen zu der Problemsituation gestellt. Verbunden damit ist auch schon die Suche nach Wegen, auf denen man eine Antwort auf die Frage bekommen könnte und es wird gemeinsam nach anderen, möglicherweise Beteiligten gesucht, die vielleicht auch andere Fragen stellen würden und die bisher noch nicht einbezogen sind. Grundsätzlich muss auch die Frage gestellt werden, ob mit Hilfe von partizipativer Forschung überhaupt weiterführende Antworten entwickelt werden können oder ob nicht vielleicht andere Wege im Umgang mit den Problemen kürzer, billiger und zielführender sind.

Eine kontinuierliche Aufgabe im Prozess ist es, die Beziehung zwischen den Partnerinnen und Partnern bewusst zu machen und zu entwickeln. Bei der Zusammenarbeit mit marginalisierten Menschen aber auch mit anderen gesellschaftlichen Gruppen ist nicht davon auszugehen, dass die Teilnehmenden gewohnt sind, offen ihre Meinung zu äußern. Damit haben sie u. U. schlechte Erfahrungen gemacht. Im Feld der Zusammenarbeit gibt es aber eine Vielzahl von Quellen für Konflikte und damit für Ängste. Vornehmlich resultieren diese aus den teilweise sehr unterschiedlichen Interessen der Beteiligten. Hinzu kommen verschiedenen Mythen, welche über die »Anderen« bestehen, also beispielsweise über »die« Wissenschaftler/innen, »die« Migrant/innen, »die« Obdachlosen usw.. Eine weitere Quelle von Missverständnissen und Konflikten sind auch die unterschiedlichen »Sprachen« von Alltag, Praxis und Wissenschaft. Es bedarf daher einer kontinuierlichen Bereitschaft, sowohl die eigenen Schwierigkeiten auszusprechen wie auch sensibel für die Hemmungen und Ängste Anderer zu sein.

Es muss daher ein *sicherer Sozialraum* geschaffen werden, in dem angstfreie Reflexion und Kommunikation für alle Beteiligten möglich sind. Die Herstellung solcher kommunikativen Räume ist eine kontinuierliche Aufgabe im Verlauf der Forschung. Um die Kommunikation zu erleichtern, bedarf es daher zusätzlich auch unterschiedlicher Moderationsverfahren, die es den Teilnehmenden erleichtern, ihre Interessen und Fragen zu äußern. *Dialog und Reflexion* sind notwendige Begleiter des gesamten partizipativen Forschungsprozesses.

In diesem Rahmen werden dann die Fragestellungen entwickelt. Diese scheint oft eine klare Entscheidung zu sein, dabei wird aber öfters nicht sichtbar, dass sie u. U. mit einem Kampf um die Durchsetzung von Interessen verbunden ist. Ob die Fragestellung der einen Gruppe oder der anderen bearbeitet wird, kann der Durchsetzung von Interessen der jeweiligen Gruppe dienen und das Machtverhältnis zwischen ihnen verändern. Dies verweist auch darauf, dass es im Verlauf immer wieder notwendig wird, die inneren *Machtverhältnisse* der Gesamtgruppe und die von außen auf sie einwirkenden Machtinteressen aufzudecken, zu analysieren und Wege zu finden, mit ihnen umzugehen.

Häufig nicht bedacht werden Fragen nach den *materiellen Rahmenbedingungen*, die es den Forschungspartner/innen überhaupt erst ermöglicht, an den Forschungsentscheidungen teilzunehmen. Es ist also zu fragen, ob es ihnen zeitlich und/oder finanziell möglich ist, an den Entscheidungssitzungen teilzunehmen und ob die ausreichenden institutionellen Bedingungen vorhanden sind. Fehlende Räume, lange und teure Fahrzeiten können beispielsweise eine Teilnahme weitgehend verhindern.

Im nächsten Schritt müssen ausgehend von der Forschungsfragestellung die geeigneten *Forschungsmethoden* gefunden werden, welche Antworten auf die Fragen erlauben und gleichzeitig den Beteiligten angemessen sind, sodass sie nach einiger Übung an den notwendigen Entscheidungen informiert teilnehmen können. Dies betrifft sowohl die Erhebungsmethoden und das Sammeln der Daten wie auch die Auswertung und die Diskussion der Bedeutung der gefundenen Ergebnisse.

Prinzipiell können alle Erhebungs- Analyse- und Auswertungsverfahren der Sozialwissenschaften in der partizipativen Forschung genutzt werden. Es gibt allerdings die Besonderheit, dass die verwendeten Methoden für alle Beteiligten prinzipiell verstehbar sein sollen. Dies scheint zunächst zu großen Einschränkungen beim methodischen Vorgehen zu führen. Komplexe wissenschaftliche Methoden gelten als schwer verständlich für Laien, vor allem wenn es sich bei den Mitforschenden um Teilnehmer aus bildungsfernen Schichten handelt.

Dem ist entgegenzuhalten, dass es eine Reihe von Strategien gibt, um mit diesen Schwierigkeiten umzugehen. Zunächst gilt für viele partizipative Forschungsvorhaben, dass sie als Ziel haben, die Sicht der beteiligten Menschen offen zu legen, ihnen eine Stimme zu geben, sodass ihre Interessen, Wünsche und auch Probleme öffentlich werden und in gemeinsames politisches Handeln einfließen können. Hierfür sind vor allem qualitative Erhebungs- und Auswertungsmethoden geeignet, die sehr viel näher am Alltagsverständnis anknüpfen als beispielsweise komplexere statistische Methoden. Aber auch ein Verständnis Letzterer lässt sich vermitteln. Kleining (1995) hat darauf verwiesen, dass es einen fließenden Übergang zwischen Alltagsdaten und -methoden und wissenschaftlichen Methoden gibt. Sie unterscheiden sich »nur« nach ihrem Abstraktionsgrad. Auch im Alltag wird gefragt, werden verschiedene Antworten zusammengefasst, Häufigkeiten ausgezählt usw.. In der sowohl in der quantitativen als auch in der qualitativen wissenschaftlichen Methodik geschieht das Gleiche nur wesentlich systematischer und es wird auf ein anderes Abstraktionsniveau gehoben.

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen lassen sich kompliziertere Verfahren auch Laien verständlich machen. Darüber hinaus werden heute in den Sozialwissenschaften zunehmend visuelle (Fotografie, Video) und performative (Stegreifspiele, Zeichnungen, Malerei usw.) Erhebungsverfahren entwickelt und genutzt, welche nicht auf verbale Kommunikation angewiesen sind und daher für viele Menschen leichter verständlich sind (7). Ähnliches gilt auch für die Auswertung der unterschiedlichen Informationen. Hier lassen sich Formen finden, bei denen die Kompetenzen genutzt werden können, die bei den Teilnehmenden bereits vorhanden sind. Dabei überwiegen Auswertungsstrategien, welche geeignet sind, neue Zusammenhänge zu entdecken wie beispielsweise alle Auswertungsverfahren, welche auf der Grundlage der »Grounded Theory« von Glaser & Straus weiterentwickelt wurden (8).

Es zeigt sich allerdings, dass die beteiligten Wissenschaftler/innen in dieser Art von Forschung wesentlich stärker gefordert sind, methodische Fantasie zu entwickeln und aus den eingefahrenen und scheinbar abgesicherten methodischen Gleisen herauszuspringen. Die wissenschaftliche Perspektive ist in der partizipativen Forschung nicht mehr die privilegierte Sicht, aber professionell Forschenden kommt die Rolle von methodischen Experten zu. In dieser Rolle beraten sie die Alltagspartner, welche Experten ihrer Lebenswelt sind, und unter-

stützen sie auch bei der Aneignung von Wissen und Fertigkeiten, die für die gemeinsame Forschung benötigt wird (Kompetenzentwicklung).

Auf der Grundlage der gewonnenen Erkenntnisse können gemeinsame Vorschläge entwickelt werden, auf welche Weise die untersuchte Situation verändert und verbessert werden kann. Mit der Entwicklung und dem Ausprobieren von Vorschlägen beginnt der Aktionsteil des partizipativen Forschungsvorhabens. Dieser Teil des Prozesses kann durch unterschiedliche Moderationstechniken von den professionell Forschenden wiederum angeregt werden, z.B. in der Form von Zukunftswerkstätten (9). Wird einer der Vorschläge realisiert und sind die resultierenden Ergebnisse noch unbefriedigend, so kann u. U. ein neuer Zyklus im gemeinsamen Forschungsprozess beginnen. Das bedeutet, dass der Prozess im Prinzip so lange unabgeschlossen weitergeht, bis die Teilnehmenden eine befriedigende Antwort auf ihre Ausgangsfrage gefunden haben.

Diese Beschreibung zeigt, dass der partizipative Forschungsprozess für alle Beteiligten voraussetzungsvoll und aufwendig ist. Es ist daher zu fragen, welche Argumente dafür sprechen, einen solchen Prozess zu initiieren und was er über »normale« Forschungsergebnisse hinaus bringt.

Wichtigstes Argument scheint mir hier zu sein, dass mit diesem methodischen Ansatz das demokratische Prinzip der Partizipation auch auf die Forschung ausgedehnt und in diesem Rahmen erfahrbar wird. Dies wirkt der Tendenz entgegen, Expertenwissen absolut zu setzen und nicht mehr zu hinterfragen. Die »Entmündigung durch Experten« wurde bereits 1979 von Iwan Illich und seinen Kollegen angesprochen (10). Die Auswirkungen dieser Tendenz zeigen sich in vielen gesellschaftlichen Bereichen. Sie führt allerdings auch zu Gegenbewegungen beispielsweise in Form von Bürgerprotesten.

Durch den Einsatz partizipativer Strategien kann schon im Vorfeld von Entscheidungen ein breites und vertieftes Wissen über die verschiedenen Perspektiven und die Gesamtsituation gewonnen werden. Damit werden auch alternative Lösungswege sichtbar, welche von einem größeren Spektrum von beteiligten Menschen akzeptiert werden können. Im Ergebnis kann Partizipation vor allem auch zu individuellem und institutionellem Empowerment führen, d.h. dass sowohl Einzelne als auch ganze Gruppen oder Institutionen beginnen, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen und ihre Interessen durchzusetzen.

Ein häufiges Problem nach der Implementation von sozialen Projekten stellt eine fehlende nachhaltige Wirkung der Veränderungen dar. Dies ist im Bereich der internationalen Entwicklungsförderung gut belegt (11), gilt aber auch allgemeiner für entwickeltere Staaten. Da beim Prozess und der Umsetzung der partizipativen Forschung möglichst viele Betroffenen beteiligt waren, besteht auch ein verbreiteteres Engagement für das erreichte Ergebnis und damit eine höhere Wahrscheinlichkeit, dass die gemeinsamen Projekte auch nachhaltig bestehen bleibt.

Für die Beteiligten selbst bedeutet partizipative Forschung auch eine persönliche Entwicklungschance. Sie können die Anerkennung von vorhandenen Kompetenzen erfahren und sich in diesem Rahmen weitere Kompetenzen aneignen, die es ihnen erlauben, in der Zukunft besser zu reflektieren, zu argumentieren, sich offen zu äu-

ßern und mit ihren Ängsten umzugehen zu können. Dies zeigt sich in vielen Studien beispielsweise mit marginalisierten Menschen oder auch mit Kindern (12).

Es gibt allerdings auch Schwierigkeiten und Probleme bei der Umsetzung eines partizipativen Forschungsansatzes. Dies sollte bei einer Entscheidung, einen solchen Ansatz umzusetzen, berücksichtigt werden. Es wurde bereits darauf verwiesen, dass partizipative Forschung sehr voraussetzungsvoll und auch aufwendig ist. Sie verlangt von allen Beteiligten ein Umdenken und einen Bruch mit gewohnten Denkmustern. Dies gilt für die Forschenden, die ihre gewohnte Rolle als Wissenschaftlerin oder Wissenschaftler und ihre abgesicherten methodischen Ansätze infrage stellen müssen. Sie müssen kreativ neue Forschungsmethoden entwickeln und sich mit den Ängsten und Hemmungen ihrer Forschungspartner intensiv auseinandersetzen. Darüber hinaus müssen sie mit den Angriffen ihrer jeweiligen akademischen wissenschaftlichen Gemeinschaft umgehen und evtl. auch Nachteile hinsichtlich finanzieller Förderung oder der Akzeptanz von Qualifikationsarbeiten in Kauf nehmen.

Für alle Beteiligten kann der Zeitaufwand ein erhebliches Problem darstellen. Qualitative Forschung verlangt nicht nur Zeit für Kommunikation und Abstimmungen, sondern der gesamte Forschungsprozess verlängert sich durch die Berücksichtigung der unterschiedlichen Perspektiven, durch die Notwendigkeit der Koordination mit den alltäglichen Zeitplänen der Forschungspartner/innen usw.. Die führt u. a. dazu, dass Zeitpläne, wie sie beispielsweise in Förderungsprogrammen vorgegeben werden, nicht einzuhalten sind.

Die Forschungspartner ihrerseits begeben sich in eine Situation, die für sie neu ist und für die sie zunächst keine Umgangsroutrinen besitzen. Die damit verbundenen Ängste und Unsicherheiten verlangen viel Mut und gegenseitige Unterstützung und die Bereitschaft, sich auf Lernprozesse einzulassen. Partizipative Forschung ist auch kein konfliktarmes Unternehmen. Im Gegenteil, häufig werden durch die Analysen und die Realisierung von Projekten verborgene Konflikte aktiviert und sichtbar und alle Beteiligten müssen sich diesen Konflikten stellen und sie verarbeiten.

All diese Schwierigkeiten führen dazu, dass die Bezeichnung »partizipative Forschung« leider häufig instrumentalisiert wird. Er wird dazu benutzt, Menschen zu motivieren, an Untersuchungen teilzunehmen, in denen ihr Wissen und ihre Kenntnisse abgeschöpft werden, ohne dass sie an den eigentlichen Entscheidungen teilnehmen können. Caspari (2006) hat gezeigt, dass solche scheinpartizipativen Ansätze in der Praxis- und Evaluationsforschung häufig zu finden sind, wo internationale Institutionen wie die Weltbank inzwischen bei Projekten, die von ihnen finanziert werden, einen partizipativen Ansatz fordern.

## Anmerkungen

---

(1) Reason & Bradbury 2008.

(2) Participative Action Research, PAR.

- (3) siehe beispielsweise v. Unger 2011.
- (4) vgl. Russo & Fink 2003.
- (5) vgl. Bortz & Döring 2006.
- (6) siehe auch Wadsworth 1998.
- (7) siehe Knoblauch et al. 2008, Jones et al. 2008.
- (8) siehe Breuer 2009.
- (9) zur Information siehe <http://www.zwnetz.de>
- (10) Illich u. a. 1979.
- (11) siehe z. B. Caspari 2006.
- (12) siehe beispielsweise McCartan et al. 2012.

## Literatur

---

- Arnstein, S. (1969): A ladder of citizen participation. *Journal of the American Planning Association*, 35(4), 216-224.
- Bortz, J. & Döring N. (2006): *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*. Springer, Heidelberg, S. 44.
- Breuer, F. (2009): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Caspari, A. (2006): Partizipative Evaluationsmethoden - zur Entmystifizierung eines Begriffs in der Entwicklungszusammenarbeit. In: U. Flick (Hrsg.): *Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte, Methoden, Umsetzungen* (S. 365-384). Reinbek: rowohlt's enzyklopädie.
- Illich, I. et al. (1979): *Entmündigung durch Experten. Zur Kritik der Dienstleistungsberufe*. Reinbek: Rowohlt.
- Jones, Kip; Gergen, Mary; Guiney Yallop, John J.; Lopez de Vallejo, Irene; Roberts, Brian & Wright, Peter (Hrsg.) (2008): Performative social science. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(2), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10> [Zugriff: 12. 04 2013].
- Knoblauch, Hubert; Baer, Alejandro; Laurier, Eric; Petschke, Sabine & Schnettler, Bernt (Hrsg.) (2008): Visual methods. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9(3), <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/11> [Zugriff: 12.04.2013].

McCartan, Claire; Schubotz, Dirk & Murphy, Jonathan (2012): The self-conscious researcher - Post-modern perspectives of participatory research with young people. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 13(1), Art. 9, <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs120192>. [Zugriff: 12. 04 2013].

Reason, Peter & Bradbury, Hilary (Hrsg.) (2008): *The Sage handbook of action research. Participative Inquiry and Practice* (2. Aufl.). London: Sage.

Russo, J. & Fink, T. (2003): *Stellung nehmen. Obdachlosigkeit und Psychiatrie aus den Perspektiven der Betroffenen*. Berlin: Paritätischer Wohlfahrtsverband.

von Unger, H. (2011). *Partizipative Gesundheitsforschung: Wer partizipiert woran?* *Forum qualitative Forschung*, 12(4).

Wadsworth, Y. (1998): *What is Participatory Action Research?* Verfügbar unter: <http://www.montana.edu/cpa/news/images/articles/hires/img200603291143660763-1.pdf> [Zugriff: 22.04.2013].

Wright, M. T., von Unger, H. & Block, M. (2010): *Partizipation der Zielgruppe in der Gesundheitsförderung und Prävention*. In: M. T. Wright (Hrsg.): *Partizipative Qualitätsentwicklung in der Gesundheitsförderung und Prävention* (S. 35-52). Bern: Verlag Hans Huber.

## Weiterführende Literatur

Bergold, J. & Thomas, S. (2010): *Partizipative Forschung*. In: G. Mey & K. Mruck (Hrsg.): *Handbuch Qualitativer Forschung in der Psychologie* (S. 333-344). Wiesbaden: VS Verlag.

Schwerpunktheft der Zeitschrift: »Forum qualitative Sozialforschung«: *Partizipative qualitative Forschung*. Bd. 13, Nr. 1 (2012): Herausgegeben von Jarg Bergold & Stefan Thomas. (<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/39>)

Schwerpunktheft der Zeitschrift: »Journal für Psychologie«: *Partizipative Forschung*. Jg. 19 (2011), Ausgabe 2. Herausgegeben von Stefan Thomas, Jarg Bergold & Martin Dege. (<http://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/issue/view/5>)

von Unger, H (i.E.). *Partizipative Forschung. Einführung in die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag (Reihe *Qualitative Sozialforschung*).

## Autor

---

**Dr. Jarg Bergold** ist emeritierter Professor für Klinische Psychologie und Gemeindepsychologie an der Freien Universität Berlin. Er hat in den Bereichen Psychotherapie, psychosoziale Versorgung, Public Health, Entwicklungsmöglichkeiten für marginalisierte Gruppen mit qualitativen und partizipativen Methoden in Deutschland und in Lateinamerika geforscht.

### Kontakt:

E-Mail: [jarg.bergold@fu-berlin.de](mailto:jarg.bergold@fu-berlin.de)

## Redaktion

---

Stiftung MITARBEIT

Redaktion eNewsletter Wegweiser Bürgergesellschaft

Eva-Maria Antz, Ulrich Rüttgers

Ellerstr. 67

53119 Bonn

E-Mail: [newsletter@wegweiser-buergergesellschaft.de](mailto:newsletter@wegweiser-buergergesellschaft.de)